

vor kleinen, scheinbar unbedeutenden musikalischen Hilfeleistungen zurückschrecken, um dem Ganzen zu dienen — sie seien nicht vergessen, empfangen sie doch durch das Festspiel eine Ausbildung, die ihnen einen unverlierbaren Besitz verleiht, einen Ansporn, der sie in ihrem oft dornenvollen Berufe anfeuert und vor verflachender Routine bewahrt.

„Man wird hier so schlecht“, so schrieb von der Berliner Oper Matilde Mallinger, das erste und unvergessliche Evchen, an den Meister, der sie vergebens zum Festspiel 1876 aufforderte. Wer in Bayreuth mitgewirkt hat, kann niemals als Künstler ganz schlecht werden, es sei denn, dass er des Bayreuther Geistes nie einen Hauch verspürt hat. Dieser Geist, er hat sich in schlimmer Zeit, als man gar sehr am Fortbestehen des Festspiels zweifeln durfte, als Glaube bewährt. Der Meister selbst hat das noch an der Erstarkung der Bayreuther Gesinnung in der Zeit von 1876 bis 1882 erfahren. Seine morgenlich bange Frage an Heckel: „Will niemand abreisen?“ brauchte 1882 nicht mehr gestellt zu werden, und ein grosser Sänger, der sich 1876 selbstsüchtig versagte, wurde 1882 eine Stütze des Festspiels. Nach des Meisters Tode trat jene ernste Frage nach dem Bestand der grossen Sache stärker an seine Freunde heran, stärker hatte sich nun auch der Glaube zu bewähren. Er offenbarte sich über alles Erwarten, der Not entwachsen Flügel, und es gelang der Gemahlin und dann dem Sohne des Meisters die Autorität zu gewinnen, die nur durch seltenste, überragende Fähigkeiten in einem so gewaltigen Complex mitwirkender Kräfte, in einer so eigenwilligen Vereinigung von Künstlern befestigt und bewahrt werden kann. Aber Autorität und Disziplin allein hätten doch nicht das grosse Resultat, die dauernden Wirkungen erzielen können; es war doch mehr: der Segen des Meisters, die Tradition, die Weihe, das Pflichtgefühl, die Hingebung, der Glaube an das Ideal von Bayreuth. Das ist der schöne Zauber, der dort alles gut macht.

Der Kampf der Nachwelt.

Von Hermann Bahr.

Man glaubt immer, nur die Mitwelt widerstrebe dem Künstler, dem Denker, wer aber ihr entkommen und mit

seinem Werk durch die Verschwörung der Gemeinen gegen die Grossen hindurch doch endlich bis zur Nachwelt gedrungen, dem werde diese nun alles vergelten, der Kampf hat ein Ende, und wird ein Werk nur erst einmal vor den gerechten Richter der Nachwelt gestellt, dann ist es geborgen. Wir hören das gern, es befriedigt uns, dass in unserer Welt die Tugend, harrt sie nur aus, zuletzt doch stets belohnt wird, wenn sie's auch nicht mehr erlebt. Es ist aber nicht wahr. Der Kampf hat kein Ende, nie; die Nachwelt setzt ihn fort, nur feiger, noch tückischer: sie setzt ihn durch den Ruhm fort. Dieser entsteht durch einen langwierigen Prozess von Kanonisierung, worin einer so lange ausgelaugt wird, bis sein entscheidender Zug, bis das, worauf es ihm ankommt, das, wodurch und wofür er gelebt hat, aus ihm vertilgt ist und er dann als ein wesenloses Gespenst getrost der allgemeinen Bewunderung und Verehrung überlassen werden kann. Sein Name wird aufbewahrt, sein Werk aber dafür unschädlich gemacht und fortan von Jahrhundert zu Jahrhundert bloss als Schale benutzt, in die jeder seine Dummheit spucken darf. Ein grauenhaftes Beispiel ist Goethe. Er hat sein Leben ein „Meer von Widersprüchen“ genannt, und da fischt nun jeder heraus, was ihm zum eigenen Gebrauch passt, und richtet sich seinen kleinen Haus-Goethe her, mit dem er auf Du und Du stehen kann. Der feurigste Mensch wird zum trockenen Pedanten gemacht, und der geistigste Deutsche, dem alles Wirkliche stets nur ein Gleichnis war, und der allein in der „ideellen Denkweise“ nur leben konnte, die im „Vorübergehenden das Ewige schaut“, als Kronzeuge für allen Ungeist geführt. Jetzt aber erleben wir, dass unter unseren Augen der alte Hass gegen Wagner wieder aufspringt und zum Schlag auf sein Werk ausholt; dem soll nun der Sinn entwendet werden. Man glaubt die Zeit gekommen, nun auch aus ihm eine ohnmächtige Wachsfigur des Ruhms zu machen.

Jeder Mensch ist ein Stück Ewigkeit, in Endlichkeit eingefangen, und wer überhaupt dem Dasein einen Sinn abfragen will, sucht sein besonderes Verhältnis von Ewigkeit zur Endlichkeit, um es im Leben durch die Tat, durch ein Werk darzustellen. Wie wirst du dich im Alltag zu deinen erhabenen Stunden verhalten? fragt das Schicksal jeden einmal, der es hören will. Jeder hat einmal, wenn auch vielleicht nur sozusagen anfallsweise, seinen grossen Augenblick erlebt, der plötzlich alles Gemeine verstum-

men lässt, ihn mit ungeahnten Kräften, Freuden, Schmerzen, Erkenntnissen und Versprechungen quälend beseligt, ihn aus dieser Welt weg und empor in eine andere bringt, die sich ihm, wenigstens für jenen Augenblick, als die Wahrheit aufdrängt. Der Philister sagt davon: Ja, ja, man ist auch einmal jung gewesen; macht aber weiter keinen Gebrauch mehr. Es kommt auch vor, dass einer in diesem Augenblick für sein Leben zum Bösen wird: da die erhabene Stunde, die er nicht vergessen kann, ihm nicht wiederkehren will und so nur durch Erinnerung den Alltag verleidet, rächt er sich an ihr mit Hass und Hohn. Andere wollen mit der Erinnerung an die erhabene Stunde fortan den trüben, frostigen Tag ein bisschen erhellen und erwärmen. Wer aber voll ins Sonnenauge der erhabenen Stunde geblickt hat, dem ist es unmöglich, sich je wieder im Endlichen zu beruhigen, der kann, seit er die Wahrheit zu kennen glaubt, Wahn und Trug nicht mehr ertragen. Wagner deutete sich seitdem sein irdisches Leben so, dass es dazu da sei, die erhabene Stunde hervorzubringen. Worin und wofür andere leben, das war ihm Ermattung, Pause, wirrer Halbschlaf, in den uns die menschliche Schwäche zuweilen zurücksinken lässt und aus dem er, kaum der ärgsten Müdigkeit erst wieder halbwegs Herr, immer gleich wieder empor ins Erhabene fuhr. Daher seine Reizbarkeit, Ungeduld, Ruhelosigkeit, worin er etwas von einem Schlafenden hatte, der Angst hat, nicht zur rechten Zeit wieder aufzuwachen. Daher auch sein wunderliches Bedürfnis, bei jeder Gelegenheit dem Alltag unverhohlen seine Missachtung zu zeigen. Daher seine Lust an Spässen und Albernheiten, er nahm den Ernst des täglichen Lebens nicht ernst; der Augenblick allein, wo wir wieder daraus erwachen, galt ihm, für den hielt er sich stets in banger Erwartung bereit. Weshalb sich auch die Erzählung seines Lebens wie ein Kolportageroman ausnimmt, der immer wieder zum Heldenlied wird.

Solche Menschen, in denen die Ewigkeit zur Endlichkeit so steht, dass sie diese nur als eine unbegreifliche, nun aber einmal über uns alle verhängte, kaum erträgliche Schickung empfinden, aus der sie mit aller Kraft wieder empor zur Ewigkeit ringen, deren sie in einer erhabenen Stunde teilhaft geworden, die sie seitdem nie mehr vergessen können und die ihnen nun das gemeine, von der Wahrheit unbeleuchtete Dasein als ein ebenso widerliches wie lächerliches Wirrsal erscheinen lässt, solche Men-

schen nennt die katholische Kirche Heilige; es gibt keinen anderen Namen für diesen ganz bestimmten psychischen Zustand, den zuweilen auch Unkatholische haben. Wagner war nun Künstler. Jeder Künstler drückt aus, wie sich in ihm die Ewigkeit zur Endlichkeit verhält; allenfalls auch durch Verneinung der Ewigkeit, denn ob einer die Ewigkeit verneint oder die Endlichkeit verneint oder beide bejaht, indem er eine in die andere verwebt, auf alle diese Arten kann einer Künstler sein. Das Thema der Kunst Wagners ist immer die Heiligkeit. „Unsere Heimat ist nicht hier“, heisst's im Gedicht der Wesendonck. Und so sagt Nietzsche von den Gästen der Bayreuther Festspiele: „Sie haben anderswo ihre Heimat, als in der Zeit.“ Und so vergleicht Wagner selbst die Musik mit dem Christentum: „Beide sagen aus, unser Reich ist nicht von dieser Welt“, und „die Musik hebt unsere ganze moderne Zivilisation auf, wie das Tageslicht den Lampenschein.“ Was er in den erhabenen Stunden erlebt hat: dass der Trug zerreisst und wir nun eine andere Welt erblicken, von der irgendeine geheimnisvolle Gewissheit in uns Zeugnis ablegt, sie sei die wahre, das will er durch seine Kunst kundtun vor allem Volk, sie soll alle das Wunder erleben lassen. Einer, der drüben war, in der Wahrheit drüben, bringt davon ein so starkes Zeichen mit herüber, dass das Wunder geschieht und sich seine erhabene Stunde in uns erneut — das ist der Sinn seiner Kunst. Seine Technik, sein Stil, das sogenannte Gesamtkunstwerk und Bayreuth, das alles sind nur notwendige Folgen, sobald einmal das Wunder zum Thema gesetzt ist. Indem er dieses Thema setzt, stellt er die tragische Kunst her und stellt dem Theater der Erholung, Betäubung, Zerstreuung das dramatische Fest als Ereignis, Entrückung und Weihe entgegen.

Es kann nun einen die Natur so angelegt haben, dass er dieses Zeichen nicht erkennt, dass es nicht auf ihn wirkt, dass diese ganze Kunst ihn verfehlt, ja ihm völlig absurd vorkommen muss. Darüber wäre nichts zu bemerken, als dass eben zwischen gewissen geistigen Rassen keine Verständigung möglich ist, und man besser täte, darauf zu verzichten. Statt aber nun einzugestehen, dass ihnen Wagners Kunst unzugänglich ist und sie ruhig uns zu überlassen, kommen Leute voll Bewunderung und Begeisterung und machen sich daran, indem sie ihn zu ehren, ihm zu dienen vorgeben, ja vielleicht selbst meinen.

machen sich daran, das einzige, worauf es ihm ankommt, zu vernichten, eben die Weihe nämlich, das Ausserordentliche, worin seine Kunst lebt, das Ereignis, das sie ist. Aber das Ereignis soll jetzt in den „Betrieb“ eingestellt, die erhabene Stunde ins Haus geliefert, das Fest ins Repertoire gefügt, das Wunder alltäglich werden. Wie denn überhaupt dies ein Kennzeichen unserer Zeit ist, dass alles, wodurch immer wir uns irgendwie aus der Not und Schmach des „Betriebs“ zu retten glauben, jede Hoffnung, jeder neue Geist, jeder reine Wille, gleich wieder eben von diesem „Betrieb“ selbst übernommen wird, der sich nun bloss unter einem neuen Namen ungestört wieder fortsetzt, so besteht jetzt Wagners Erfüllung darin, dass auf einmal alles Festspiel heisst, jede lumpig mit ein paar in der Eile zusammengetrommelten Gästen herausgeschleuderte Vorstellung sich Feier nennt, und es nächstens Mode sein wird, auf dem Zettel für Sonntag ein Nachmittags-Festspiel und ein Abend-Festspiel der neuesten Operette zu finden. Wir sagen heute: Ich gehe ins Theater. Morgen wird man dafür sagen: Ich gehe ins Festspiel. In dieser Namensänderung wird schliesslich die ganze Wirkung Wagners auf die deutsche Kultur bestehen. Und dann ist's erreicht: das Ereignis ist alltäglich, das Erhabene gemein, das Wunder zum Handgebrauch fertig gemacht.

Man staunt nur, mit welchem Fanatismus, ja mit welcher Wut das geschieht, und fragt sich, ob es denn den Menschen wirklich Glück bereite, wenn sie nur das Göttliche zerstören oder doch besudeln können. Dies ist es aber wohl nicht allein, sondern ganz brave Leute sieht man erbittert, nicht gegen Wagner, der stark auf ihre Sinne wirkt, aber dagegen, dass mit ihm, wie sie das auszudrücken pflegen, ein Schwindel getrieben wird, als ob nämlich in seinem Werk noch irgend ein Geheimnis versteckt wäre, das sie doch beim besten Willen darin nicht finden können. Es sind Leute, die die sinnliche Kraft dieser Musik, die sinnliche Schönheit dieser Gestalten, den sinnlichen Zauber dieser dramatischen Begebenheiten fühlen, aber kein Organ für ihre geistige Bedeutung haben. Sie hören den Klang und sie sehen das Bild, aber den Ruf aus der Ewigkeit, die Stimme der „Mütter“ hören sie nicht, sie sehen nicht durch bis auf das, was hier abgebildet ist. Nun kann man es ja jeden Tag erleben, dass auch gutgeartete und wohlgezogene Menschen nichts mehr zur

Wut reizt, als wenn ein anderer besser zu sehen oder besser zu hören glaubt als sie. Wer in der Ferne etwas erblickt und es dem Gefährten zeigt, dessen Auge nicht so weit reicht, wer ein Geräusch vernimmt, das der Gefährte nicht hören kann, setzt sich stets dem Verdacht aus, ein Schwärmer, der Halluzinationen hat, oder gar ein Schwindler zu sein. Können wir es da jenen braven Leuten, die sich alle Mühe geben, aber unfähig sind, wahrzunehmen, dass bei Wagner noch etwas anderes vorgeht als im „Troubadour“, verdenken, dass sie sich gegen uns erbittern? Wir aber wollen unseren Ohren und unseren Augen trauen, und unserer Seele.

Die Richard Wagner-Stipendienstiftung.

Von Dr. Carl Sigmund Benedict.

Die Stipendienstiftung ist unlöslich mit dem Bayreuther Gedanken verknüpft. Die Festspielidee, wie sie Wagner erträumte und zum grossen Teil noch selbst verwirklichen konnte, setzt die Anteilnahme eines ganzen Volkes oder wenigstens aller derer voraus, die eine gemeinsame Sehnsucht nach innerer Befreiung durch die Kunst, nach der Weihe eines hohen künstlerischen Erlebnisses empfinden. „Niemanden soll Mittellosigkeit von der Möglichkeit der wirkungsvollsten Teilnahme an unseren Bestrebungen und Leistungen ausschliessen“, schrieb Wagner im Parsifal-Jahr 1882. Mögen die Menschen draussen in der Welt an Stand und Rang, an Bildung und Vermögen noch so verschieden sein, vor den Offenbarungen der Kunst sind alle gleich. Wie in der Kirche, so fallen auch im Tempel der Kunst die Schranken, die Konvention und gesellschaftliches Klassenbewusstsein aufgerichtet. Das gemeinsame Sehnen, das gemeinsame Erleben erzeugt die Empfindung der Zusammengehörigkeit, der inneren Verwandtschaft, es schafft die Gemeinde. Die Macht des erhabenen Kunstwerks, das alle Herzen und Sinne überwältigt, befreit das Innere von jedem selbstischen Begehren und führt es zu jener selig gehobenen Stimmung, die Schiller in die Worte gefasst hat: